

Politische Umschau.

Freiberg, den 14. Juli.

Der Deutsche Kaiser hat an die Wittve des verstorbenen Prof. Curtius folgendes Telegramm gerichtet: „Mit dem Heimgange Ihres auch von Mir so hochverehrten Herrn Gemahls verliert die Wissenschaft einen ihrer bedeutendsten Vertreter, und ich spreche Ihnen, gnädige Frau, zu diesem unerfesslichen Verluste Mein tiefempfundenes Beileid aus. Wieder scheidet von uns einer der Männer, die dem hochseligen Kaiser Friedrich so nahe standen.“

Auch von der Kaiserin Friedrich und der Großherzogin von Baden sind Beileidstelegramme eingegangen.

Prinz Heinrich hat sich einer Meldung aus Kiel zufolge, auf seiner Segelacht „Esperance“ nach Kopenhagen begeben, wo der Prinz etwa 10 Tage zu bleiben gedenkt.

Der Besuch des russischen Kaiserpaars in Deutschland war ursprünglich für die zweite Hälfte des Juni geplant. Unmittelbar nach ihrer Rückkehr nach Petersburg wollten sich die Majestäten an den Darmstädter Hof begeben. Da sich aber der Aufenthalt in Moskau verzögerte, mußte die deutsche Reise aufgeschoben werden, zumal ein Besuch am Berliner Hofe durch die Abwesenheit des Kaisers Wilhelm unmöglich gemacht war.

Der Zeitpunkt der Reise ist noch nicht endgültig festgesetzt, dürfte jedoch vor Ende August nicht zu erwarten sein. Die Jarin ist von den Moskauer Festlichkeiten angegriffen und bedarf vorläufig der Ruhe. Der Aufenthalt in Berlin wird nur von kurzer Dauer sein und sich auf den intimen Hofverkehr beschränken.

Inzwischen ist ein zweiter Besuch bei der Rückkehr nach Petersburg nicht ausgeschlossen. Der Besuch in Wien hängt von dem Befinden der Jarin ab; es ist sehr wahrscheinlich, daß ihn der Zar allein abstattet.

Die „Kreuztg.“ veröffentlicht den Schiedsvertrag zwischen dem Fürsten Georg zu Schaumburg-Lippe und dem Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld und dem Grafen Ferdinand zur Lippe-Biesterfeld-Weisensfeld. Das Schiedsgericht soll, wie bereits bekannt, bestehen aus Sr. Majestät dem König Albert von Sachsen, der um Uebernahme dieser Funktion gebührend angegangen wird und sechs von ihm nach seiner freien Wahl zu berufenden Mitgliedern des Reichsgerichts.

Der Spruch des Schiedsgerichts ist unanfechtbar und für alle Parteien verbindlich. Seine Wirkung erstreckt sich auf die dem Throninhaber im Fürstenthum Lippe als solchem zustehenden Vermögensrechte. Für den Fall, daß in der Zeit zwischen dem Abschluß dieses Vertrags und der Fällung des Schiedspruches irgend welche Umstände eintreten sollten, durch die König Albert von Sachsen verhindert wird, die ihm in diesem Vertrag zugedachte Funktion wahrzunehmen, werden sich die Parteien über einen anderen deutschen Bundesfürsten einigen, den sie um Uebernahme bezw. Fortführung der erwähnten Funktion angehen wollen.

Die Kosten werden von den Vertragsschließenden zu gleichen Theilen getragen. Der Vertrag tritt in Kraft, sobald König Albert von Sachsen die Uebernahme des Schiedsrichteramtes erklärt hat.

Aus parlamentarischen Kreisen wird der „Berl. Börs.-Ztg.“ geschrieben: Die Gerüchte über den bevorstehenden Rücktritt des Kriegsministers treten, statt zu verstummen, mit wachsender Bestimmtheit auf. Auch in gutunterrichteten politischen Kreisen neigt man der Ansicht zu, daß eine latente Krisis besteht, deren Ausgang über das Bleiben oder Gehen des Kriegsministers entscheiden wird, aber man glaubt begründete Zweifel daran hegen zu dürfen, daß die Krisis mit der Frage der Militärstrafprose reform in Zusammenhang steht.

Wenn heute in einem Blatte die Rede davon ist, der Kriegsminister habe bereits zweimal sein Entlassungsgesuch eingereicht, so dürfte das seine Richtigkeit haben. Inzwischen liegt das erste Entlassungsgesuch schon über ein halbes Jahr zurück und hat mit der Demissionierung des Herrn von Koller seine Erledigung gefunden.

Das zweite Entlassungsgesuch stammt freilich aus jüngerer Zeit und hängt mit der Verhandlung der Duellfrage im Reichstag zusammen. Eine Entscheidung in der Angelegenheit ist selbstverständlich erst nach der Rückkehr des Kaisers von seiner Nordlandfahrt zu erwarten, und

wenn in einem halbamtlichen Blatte schon jetzt der Nachfolger des Herrn Bronsart von Schellendorff genannt wird, so ist das nichts weiter als eine müßige Kombination. Auf alle Fälle wird man daran festhalten dürfen, daß die Frage der Militärstrafprose reform von einem Rücktritt des gegenwärtigen Kriegsministers nicht würde berührt werden. Dafür sollte eigentlich schon die Erklärung des Reichstanzlers zu dieser Frage bürgen. Weit mehr als politische Rücksichten spielen persönliche Dinge in die gegenwärtige Ministerkrisis hinein.

Der bekannte amerikanische Schriftsteller Sidney Whitman, Verfasser des Buches „Imperial Germany“, veröffentlicht einen Bericht über eine Unterredung mit dem Fürsten Bismarck, zu dem er seit langer Zeit in freundschaftlichen Beziehungen steht. Herr Whitman erzählt zunächst einige unpolitische Einzelheiten von der Frühstückstafel. Es wurde die Frage aufgeworfen, welchen Wein man trinken solle, und der Fürst entschied sich für Dürkheimer, indem er bemerkte: „Dürkheimer ist ein Wein aus der Pfalz, und diese Weine sind wirklich exzellent, obgleich ziemlich stark. Früher mußte ich wenig von ihnen, obwohl ich stets von Weinen im Allgemeinen einige Kenntniß hatte. Jetzt aber, wo eine so enorme Auswahl von seinen Weinen mir als Geschenke gesendet wurde, brauche ich nicht länger mein eigenes Urtheil zu üben und denke, meine Freunde werden den Vortheil der Auswahl genießen.“

In Frankfurt pflegten wir badische Weine, Affenthaler und Markgräfler, zu trinken, sie waren in jenen Tagen wirklich billig. Ein Wein erster Güte pflegte nur einen Gulden die Flasche zu kosten und der Durchschnittszafelwein ungefähr 18 Gulden per hundert Liter. Ich pflegte auch Cigarren zu rauchen, welche denselben Betrag per Kaufend kosteten, aber nur eine im Tage,“ fügte der Fürst launig hinzu, „als eine Art Erinnerung, daß wir sterblich sind, wie der östliche Potentat, der immer das Bild des Todes vor sich hatte.“

Im Fortgange der Konversation äußerte Jemand, daß wir alle heutzutage bis zum Uebermaß reifen, und daß das Nervensystem dieses schließlich zu bezahlen hat. Schwemmer, der Arzt des Fürsten zum Beispiel, lebe buchstäblich in den Eisenbahnwaggons. „Ja, wohl,“ bemerkte Fürst Bismarck heiter, „aber er ist, wie Sie, als Felsen geboren.“

Vom Reisen ergab sich dann Ueberlegung zu den verschiedenen Ländern und deren politischen Wirren; die Angelegenheiten von Armenien, Kreta, Aegypten und der südafrikanischen Republik wurden folgergestalt berührt. Ein Mitglied der Gesellschaft erwähnte die jüngst gefallene Aeußerung des Kaisers Wilhelm: „Blut ist dicker als Wasser.“ „Ja, das mag sein,“ sagte Fürst Bismarck, „jedoch ist Blut eine sehr flüssige Substanz; ich kann mich aber nicht erinnern, daß Blutsverwandtschaft jemals einer Fehde das Tödliche genommen habe.“

Die Geschichte erzählt uns, daß keine Kriege so grausam waren wie jene zwischen Völkern derselben Rasse; Zeuge dessen die Geheißigkeit, die in den Bürgerkriegen zu Tage tritt. „Jahrelangte mir,“ fuhr Herr Whitman in seinem Bericht fort, „Sr. Durchlaucht zu bemerken, in England sei der Verdrach sehr verbreitet — obwohl er wahrscheinlich von vielen maßgebenden Personen nicht getheilt wird — daß es deutsche Intriguen waren, die im Hintergrunde der Transvaal-Angelegenheit mitgespielt, daß ich von einer sehr einflußreichen Persönlichkeit vor meiner Abreise einen Brief erhielt, der dies zum Ausdruck brachte, daß ich seither in Berlin eine beträchtliche Anzahl von hervorragenden Journalisten und Politikern, darunter Herr v. Bennigsen, Prinz Carolath, Professor Delbrück u. A., gesprochen und daß diese, Einer wie der Andere, sich über die Ansicht lustig machten. Die Ansichten über das Telegramm des deutschen Kaisers an den Präsidenten Krüger variirten in Hinsicht auf dessen Zweckmäßigkeit. Aber ich habe nicht einen einzigen Menschen in Berlin oder anderwärts getroffen, der etwas gegen die Empfindung einzuwenden hätte, die es ausdrückte.“

Hier bemerkte Fürst Bismarck, ohne eine Ansicht über die Opportunität des kaiserlichen Telegramms auszusprechen, einfach: „Das Telegramm des Kaisers hätte dem Präsidenten Krüger mit Schicklichkeit und Anstand von den englischen Regierung selbst geschickt werden können.“ Darauf sagte einer der Anwesenden, daß er neulich hervorragende Amerikaner gesprochen habe, die ihm versicherten, daß in Amerika, namentlich

bei der Geißlichkeit und der Beherrschung, eine mächtige Strömung vorherrsche, die dem Präsidenten Krüger in enthusiastischer Weise Beifall spende und über die verschiedenen Versuche empört sei, die gemacht wurden, ihn einzuschüchtern oder sein hochherziges Vorgehen gegenüber den Johannesburger Gefangenen zu verkleinern. „Ich weiß nicht, ob Präsident Krüger irgend welcher Unterstützung, sei es von deutscher oder anderer Seite, bedarf,“ entgegnete Fürst Bismarck in seinem ruhigen, überzeugenden Tone. „Es war ganz einfach ein Einbruchversuch oder Seeräuberei, und sollte es zum Schlimmsten kommen (worunter ich verstand: Sollten in gewissen Kreisen Gemaltmaßregeln die Oberhand bekommen), so kann man sich, glaube ich, darauf verlassen, daß die Buren, welche eiserne Naturen, dabei von phlegmatischem Temperament sind und gute Schützen obendrein, ihre Unabhängigkeit verteidigen werden.“

Auf die Bemerkung, daß Präsident Krüger bisher besser als seine Gegner weggekommen, sagte der Fürst: „Das war nicht sehr schwierig, wenn man bedenkt . . . und die Klarheit seiner Sache.“ Endlich noch eine bemerkenswerthe Aeußerung des Altreichstanzlers über die fretenrische Frage. „Was Kreta anbetrifft, so kann ich Sie versichern,“ sagte der Fürst, „daß ich an dieser Insel weniger Interesse nehme als an irgend einem kleinen Erdhäufchen in meinem Garten. Die Kretenser sind, wie ich glaube, leicht abgeköhlt (lightly taxed), und unter normalen Bedingungen sollten sie sich weit besser unter türkischer als eventuell unter griechischer Herrschaft befinden. Was der Sultan nöthig hat, das sind gute Diener und vor Allem Festigkeit. Die Türkei hat schon viel schwerere Krisen als die gegenwärtige durchgemacht, aber es bedarf außerordentlicher Fähigkeiten, um mit einer solchen fertig zu werden.“

Im Anschluß an ein Wort von H. W. Wilson über Seefriedführung von 1855 bis 1895 veröffentlicht Kapitän-Vizeant Weber in der „Marine-Rundsch.“ einen bemerkenswerten Aufsatz: „Panzerfahrzeuge in der See“, der zu folgenden Folgerungen kommt: „Die Ausübung der Seeherrschaft ist von dem Besitze und der thätigsten Verwendbarkeit von Panzerfahrzeugen abhängig. . . . Mehr als in einem Landkriege gilt in einem Seekriege das Wort, daß die beste Verteidigung der Angriff sei. Man könnte nach den bisherigen Erfahrungen sogar sagen, es sei die einzige. Das vielgebrauchte Wort „Rüstungsvertheidigung“ ist ein hohles Schlagwort. Die einzige Rüstungsvertheidigung, die eine feindliche Flotte wirklich abwehrt, besteht in der Bekämpfung der letzteren in offener Seeschlacht. Andere können wohl Theilerfolge erzielen; die Brandschiffung der Küste, die Vernichtung des schwimmenden Nationalvermögens aber können sie nicht verhindern.“

Kapitän-Vizeant Weber ist deshalb der Ansicht, daß jede seefahrende Nation gut thun werde, die für ihre Verteidigung zur See zu erwerbenden Geldmittel in folgender Weise anzulegen: Der weitest größte Betrag müßte zum Bau und regelmäßigen Ersatz erklaffiger Schlachtschiffe verwendet werden; der Rest entfällt auf drei weitere Typen, die Panzerkreuzer, Torpedoboote und die Stationskreuzer. Ueber den Werth der Panzerkreuzer gehen die Ansichten weit auseinander. Weber glaubt aber, daß sie nach Lage der Verhältnisse kaum zu entbehren sein dürfen, er hält sie theils für den Sicherheits- und Nachrichtenendienst, theils zur Unterstützung der Stationskreuzer in kritischen Situationen für erforderlich. Die Torpedoboote sind nach Weber eines der vornehmsten Mittel, um die Herden des Feindes zu ruinieren und ihn zu starkem Kohlenverbrauch zu zwingen. Im Uebrigen will Weber nur noch geschäftstüchtige und dampfkräftige Stationskreuzer bauen. Nach seinem Plan würde die Schiffsstärke wesentlich vereinfacht werden. Weber ist der Ansicht, daß reiche Nationen, wie England und Frankreich sich den Luxus zahlreicher Typen gestatten können — wir müssen uns mit wenigen — aber vollwertigen Werkzeugen begnügen.“

Ueber den Inhalt der Handwerker-Organisations-Vorlage hat der Berliner Vorsteher des Central-Ausschusses der vereinigten Vorstände der deutschen Innungsverbände noch weitere Mittheilungen gemacht. Die Beschlüsse der Handwerker-Konferenz vom Juli v. J. haben darnach nach drei Richtungen hin in dem neuen Gesetzentwurf Berücksichtigung gefunden. Es sind die

Moderne Menschen.

Roman von A. von Klinkowström.

(9. Fortsetzung.) [Schadbruch verboten.]

„Ich danke für das Kompliment, denn ich sehe, Sie halten mich noch für jung genug, Tennis und Gartenspiele aus reinem Vergnügen an der Sache selbst zu frequentiren. Ich muß Ihnen jedoch diesen Glauben nehmen, denn wenn ich nicht einen bestimmten Zweck verfolgt hätte, würde ich die Einladung der Gräfin nicht angenommen haben, und da mir der Zweck schließlich ganz verfehlt schien, so empfahl ich mich, sobald ich konnte unter dem ersten besten Vorwand, indem ich den Wagen, der mich und einige Offiziere aus dem Städtchen hier herausgeführt hatte, im Stich ließ und mich zu Fuß davon machte.“

„Und wo gehen Sie jetzt hin?“

„Sie haben mich noch gar nicht gefragt, welches der Zweck war, der mich den Thee der Gräfin besuchen ließ.“

„Daraus ersehen Sie, daß ich nicht die viel berufene weibliche Neugier besitze. Wenn Sie aber darauf brennen, mir den Zweck anzuerkennen, so will ich Sie nicht daran hindern. Also?“

„Ich ging hin, weil man mir ein Zusammensein mit einer Person in Aussicht gestellt hatte, die einen lebhaften Eindruck auf mich hervorgebracht hat und deren nähere Bekanntschaft zu machen ich entschlossen war,“ sagt er, ein wenig außer Fassung gebracht durch ihre Gelassenheit, die indes nicht ganz ohne eine kleine Beimischung von Koletterie ist.

„Also mit einer Dame.“

„Ganz recht. Und eben weil ich diese Dame dort nicht fand, lief ich davon und war im Begriff sie in ihrem Schlupfwinkel mit dem ganzen Aufgebot meiner Unverfrorenheit unter jeder Bedingung aufzusuchen, als ein glücklicher Zufall mich ihren Weg unermartet kreuzen ließ.“

„Oh, wenn ich Ihre Andeutungen recht verstehe — das ist ja sehr schmeicheltüchtig für die Dame, — sie weiß indessen doch nicht, womit sie das Opfer eines Nachmittags, den Sie sonst in angenehmer Umgebung zugebracht haben würden, verdient hat.“

„Verdienen Frauen es überhaupt, daß man um ihretwillen Opfer bringt?“ scherzt er. „Vorausgesetzt, daß es wirklich ein Opfer gewesen wäre, was ich entschieden in Abrede stelle.“

„Ich bediente mich vielleicht auch eben eines falschen Ausdruckes. Leute, die eines wirklichen Opfers fähig wären, giebt es heutzutage wohl nicht mehr; ich glaube, es giebt überhaupt keine Handlung, die vollständig selbstlos wäre.“

„So jung noch und schon so vorgeschritten in der modernen Philosophie!“ spottet er, aber es amüßte ihn, was sie da ganz ernst und eifrig und mit nachdenklich gerunzelter Stirn vorbringt, und er findet sie einfach bezaubernd in dem verbogenen großen Gartenhut, unter dem ihr unregelmäßig pikantes Gesichtchen jung und weiß hervorlugt.“

„Ich bin doch nicht ganz so jung mehr, als Sie vielleicht denken. Im August werde ich neunzehn. Man konfessirt sich in der Abgeschlossenheit unseres engen Winkels hier. Junge Gemüthe erhalten sich ja am besten in hermetisch abgeschlossenen Wüchsen.“

„In der That. Nach diesem Bekenntniß fürchte ich, werden Sie mich mit meinen achtunddreißig Jahren in dem Dichte eines Großgemüthes betrachten, und ich hoffe eigentlich, daß wir gute Freunde werden würden.“

Dea sieht ihn von der Seite an. Das scharf geschnittene Gesicht mit den tausend Fältchen und den unruhigen dunklen Augen macht ihr keinen sehr vertrauenswürdigenden Eindruck, aber sie kann sich nicht verhehlen, daß es ein kluges Gesicht ist, und immerhin erscheint ihr der Mann als ein Vertreter jener großen unbekanntnichtsichtigen Welt, die ihr so anziehend und unterhaltend vorzukommt.

„Wir werden keine Zeit haben, gute Freunde zu werden“, meint sie dann ausweichend. „Ich glaube kaum, daß Sie Lust verspüren werden, sich hier anzulassen, und morgen oder übermorgen sind Sie vermutlich schon über alle Berge.“

„Das ist doch noch die Frage. Es käme wenigstens auf die Umstände an. Aber in einer Beziehung haben Sie Recht. Die Lust, mich hier anzulassen, überhaupt mich anzulassen, ist mir vergangen, nachdem ich in die ländlichen Verhältnisse der verschiedenen Provinzen Einblick gewonnen habe. Das ungebundene Reiseleben, das ich während der letzten Jahre geführt habe, erscheint mir schließlich doch noch verlockender als die Aussicht, auf der eigenen Scholle festzusitzen.“

„Sie haben wohl schon die halbe Welt gesehen?“ fragt sie, einen kleinen Seufzer des Neides unterdrückend.

„Wenigstens Europa zum größten Theil, wenn Sie die Hauptstädte als Vertreter der Länder gelten lassen wollen. Den letzten Winter verlebte ich in Rom. Ich fand die Gesellschaft hier noch internationaler fast, jedenfalls eigenartiger und interessanter, als die Pariser oder Petersburger Welt. Die abenteuerlichen Elemente kommen hier im engeren Kreise vielleicht noch mehr zur Geltung, als in anderen europäischen Metropolen, aber ich habe nirgend sonst einen solchen Zusammenfluß von so schönen und interessanten Frauen gefunden, wie gerade hier. Auch ist es in meinen Augen ein ganz besonderer Reiz, daß sich diese ganz ultramoderne Gesellschaft auf dem pittoresken Hintergrund einer großen Vergangenheit abspielt, deren Reste mit ihrer klassischen strengen Schönheit auf Schritt und Tritt in die Augen springen. Es ist wie ein fortwährendes memento mori, das einen überall begleitet. Und diese römischen Salons sollen Sie einmal sehen mit ihrer liebreichlichen Vernachlässigung und dem Pariser Aufputz, zwischen dem doch immer wieder jene klassischen strengen Züge einer architektonischen Schönheit zum Durchbruch kommen, als hätte man

eine antike Gottheit zur Hetäre aufgepußt. — Pardon!“ unterbricht er sich lächelnd, „ich vergesse, daß ich zu einem jungen Mädchen spreche.“

„Mit großen sehnsüchtigen Augen sieht sie zu ihm auf, und während er spricht, haben Beide unwillkürlich den Weg eingeschlagen, der nach Sippowo zurückführt.“

„Beim Himmel, Fräulein Dea! Sie hätten das Zeug dazu, in der großen Welt eine Rolle zu spielen. Ein paar Monate nur, und Sie würden mit einer Sicherheit darin umherschweben, wie ein Fisch in seinem Element. Ich glaube nur, Sie sind ein gefährlicher Charakter, und wer es unternehme, Sie in einen anderen Boden zu verpflanzen, übernehme zugleich eine große Verantwortung.“

„Warum?“

„In der Sprache der Sportsmänner kurz ausgedrückt: Sie sind ein Durchgänger, würden rückwärtslos durch die Wand gehen, wenn es sich darum handelt, Ihren Willen durchzusetzen.“

„O nein, ich bin sogar sehr leicht zu regieren. Es kommt natürlich darauf an, wer mich behandelt. Ich bin nicht verblendet über mich und würde es nicht sagen, wenn ich nicht von den Meinigen, die sonst mit ihrem Lob mir gegenüber geizen, des öfteren gehört hätte, daß ich nachgiebig sei bis zur Schwäche.“

„Ja so! Sie postiren auf Ehrlichkeit. Nun, dann werden Sie mir vielleicht auch eine ganz aufrichtige Frage gestatten.“

„Gewiß.“

„Glauben Sie nicht, daß Sie die Fähigkeit der Koletterie in gefährlichem Grade besitzen und zugleich das deutliche Bewußtsein, daß in Ihren Augen eine Macht liegt, der nur Wenige widerstehen werden, wenn Sie dieselbe nur recht zu gebrauchen lernen.“

Dea schweigt, erröthet ein wenig und lächelt, daß sich die Grübchen in Kinn und Wangen vertiefen. Sie ist zu ehrlich, um nein zu sagen, denn es fallen ihr gewisse Momente vor dem Spiegel ein, in denen sie ihrem Bilde mit kleinen Grimassen allerlei schöne Sachen über seine Augen gesagt hat, aber sie steht mit einem Seitenblick zu ihm auf, der eine deutliche Bestätigung seiner Annahme ist.

„Was nicht es, Betrachtungen über mich und meinen Charakter anzustellen!“ ruft sie dann achselzuckend.

„Sie vergessen ja, daß wir nun gute Freunde werden wollen, da muß man doch klar übereinander sein.“

„Ich bin aber über Sie noch keineswegs im Klaren.“

„Mit Vornamen heiße ich Edmund, bin achtunddreißig Jahre alt, wie ich schon die Ehre hatte, Ihnen zu bemerken, von Geburt Oesterreicher, konfessionslos —“

„Oh!“ unterbricht sie ihn erschrocken. „Aber jeder Mensch muß doch ein Glaubensbekenntniß haben. Sie glauben doch gewiß an den lieben Gott.“

(Fortsetzung folgt.)

Janung auch ist an den nissen a treten s nrende, same S bleiben fakultati worden. Die Mündler Beuge n war, ni Gelman Klinge klärt Ba ü theidiger laßung Oberver Zu 1 thum et Monats Vereins waltung schied de Umgebun Unterne im Augu den Vo aber der daß un zu nicht der Ran der zu k dazu i zu verfu einzugre daß da Deutlich Die gebracht feierlich auch die von Bul der Vol beivohn einen V und hü würde d zwischen bekannte gekomme sich erwo begründ wiederher fehgeler welche z König v tracht d eine all bar ein gegensei Staaten zu einar liche De mit Ori lester J So eine Mi Studii Wochen er jetzt winnen eine Bel corpsgal Rom ein König s fammen Es wirk Einige lange bi anstatt minister Staates damit h Gen Bahnsto seine C heirathe Arco zu seine Lu Monja will be stellung En der B ginnen hüßlung kurze ja trodene theidige treten, Anklag wendun die be Distrik proklam diesen mit W und be Hof St die An daß da — Di Compo 1897 werden juchun